

8. *Erzählung einer Seidenweberin*

Die Erzählerin, Frau Lina Wegmann-Kägi, geb. 1886, erzählt aus ihrer Jugendzeit in Gutenswil. Die Geschehnisse haben sich so um 1900 zugetragen. Es geht dabei vor allem um die Heimindustrie. Sie war nötig, um überleben zu können.

"Ja, meine Mutter und mein Vater haben noch Seidenes gewoben. Mein Bruder und ich mussten von klein auf mithelfen. Es war allerdings kein Muss sondern man tat der geplagten Mutter gerne einen Dienst. Das bäuerliche Einkommen war eben sehr gering. Ich erinnere mich, dass meine Mutter in der Stube, ganz an der Fensterfront, einen Webstuhl hatte, der vom frühen Morgen bis spät in die Nacht das eintönige Klick-Klack des Webschiffchens ertönen liess. Schon während der Schulzeit liess ich der Mutter keine Ruhe, bis sie mir erlaubte, auch einen Webstuhl aufstellen zu dürfen. Mein Vater besorgte einen solchen; bzw. die Bestandteile aus Holz. Er baute einen zweiten Webstuhl auf neben demjenigen der Mutter. Die beiden nahmen nun die ganze Fensterfront in Beschlag, und die gute Stube wurde klein. Doch konnte ich endlich der Mutter beim Lebenserwerb behilflich sein. Allerdings so gut und zuverlässig wie sie konnte ich's noch lange nicht. Die Langeweile überkam mich bald einmal, und ich las verstohlen während der Arbeit in einem Heftchen. Dass dadurch meine Aufmerksamkeit nachliess und Webfehler entstanden, war zu erwarten. Der Kontrolleur in Uster aber sah die Fehler sofort."

Wie war der Tagesablauf bei den Seidenwebern in Gutenswil?

Fast in jedem Bauernhaus standen doch ein bis zwei Webstühle.

"Nach der Besorgung der Kühe wurde das Frühstück aufgetischt: gebratene Kartoffeln und Kaffee. Bei diesem Kaffee waren keine Herzbeschwerden zu befürchten; das meiste, das er enthielt, war in Gutenswil gewachsen.

Zichorien, Eicheln und anderes Geröstetes verdrängten aus Kostengründen die südländische Kaffeebohne. Trotzdem war der Kaffee gut und stärkte den Geist für die tägliche Arbeit.

Sofort nach dem Morgenessen setzte sich die Mutter an den Webstuhl. Der Vater hatte vielleicht noch einige Besorgungen im Stall oder auf dem Feld zu verrichten, danach aber gesellte auch er sich zur Mutter. Er setzte sich ans Spulrad, wo er den Seidenfaden auf die Webschiffchen aufspulte. Er legte Vorräte an, für Zeiten, während er auf dem Feld oder im Stall beschäftigt war. Meist war es Rohseide, die der Vater auf dem Zettel aus Uster brachte. Der Zettel war die Menge Seide, die als Kette und Schuss für viele Meter Seidenstoff reichen musste. In Uster erhielten wir für jede Rolle Seidenes wieder einen

neuen Zettel. Das Einrichten des Webstuhls für die Dichte des Gewebes war Sache des Ausrüsters. Dieser Mann hatte keine andere Aufgabe, als von Haus zu Haus die Webstühle zu betreuen. Das Seidengewebe war eine einfache Webbindung. An eine Musterung wie Körperbindung oder gar an eine farbige erinnere ich mich nicht.

Rückte dann die Mittagszeit heran, kochte die Mutter, manchmal auch der Vater. Eines löste das andere ab. Mein Vater war kein Hobby-Koch. Es brauchte aber keine grossen Kenntnisse, um die Kartoffeln und die Rüebli in Klötzchen friedlich vereint auf das Feuer zu stellen. An diese Mittagessen ohne Fleisch erinnere ich mich noch gut. Wir alle blieben dabei gesund. Ja, am Sonntag wurde etwas Speck mitgekocht. Bei strenger Feldarbeit bekam mein Vater Kostsuppe aufgetischt. Diese Suppe wurde mit selten gepflanzten gesprenkelten Bohnen lange Zeit gekocht. In dieser schwamm vom eigenen Schwein etwas Speck obenauf. In unserer Zeit galt der Ausspruch, dass die Seele zum Körper gehöre, und dass vom vielen Fressen und Saufen eben auch die Seele Schaden nähme. Nach dem Mittagessen, das aus verständlichen Gründen bald einmal beendet war, jagten die Webschiffchen wieder hin und her. Bei Petrollicht oft bis spät in die Nacht hinein. Nach ca. vier Wochen war der Zettel aufgebraucht, und meine Mutter oder der Vater schlugen das 90 cm breite gewobene Seidentuch in eine Segeltuchhülle und zog es in einem Leiterwagen nach Uster. 4 Wochen Arbeit, 10 bis 15 Stunden täglich, brachten dann 40 Franken ein, sofern eben keine Webfehler abgezogen werden mussten. Wohin dann der Stoff geliefert und wozu er verwendet wurde, weiss ich nicht. Wir selbst konnten nie etwas für uns behalten, da ja die Seide und der Webstuhl der Seidenfirma gehörten. Es wäre auch nicht unsere Art gewesen, in Seidenem herumzuspazieren.

Wir mussten äusserst sparsam haushalten. An Festlichkeiten kommen mir nur der "Ustermärt" und die Fasnacht in den Sinn. Das Heimwesen, das mein Vater betrieb, hatte 4–5 Kühe und ein Schwein. Letzteres wurde liebevoll gross und fett gefüttert. Dazu hatten wir noch an drei Orten Wald, etwas Reben und einige Obstbäume.

Die Usteräpfel wurden gedörrt und zur Abwechslung bzw. anstelle der Rüebli zu den Kartoffeln gesellt. Als Durstlöcher im Heuet oder zum Znüni trank man Most oder Wein, der mit Wasser verdünnt und mit Zucker gesüsst wurde. Ich hätte als Kind gerne einmal Schokolade gegessen, und so hab ich denn einmal aus der Hinterkammer einen Fünfer mitlaufen lassen. Allerdings hatte ich im Unterlicht (Dämmerlicht) nicht gemerkt, dass es ein Fünziger war, der jetzt in meiner Tasche ruhte. Am gleichen Abend jedoch wollte mich meine Mutter zum Bäcker Temperli schicken mit eben diesem Fünziger, um dort einen Vierpfü nder Brot zu besorgen. Meine Schoggigelüste wurden mir dann durch Strafe ausgetrieben.

Süssigkeiten gab es vielleicht an Weihnachten, etwa in Form von Tirggeln."

Eigentlich verdiente die Erzählerin an der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof weit mehr als zu Hause beim Seidenweben. Ihr Tag war auch dort lang. Sie half 10–15 Stunden täglich in der Küche, beim Servieren und im Haushalt. Von einem freien Tag oder gar von Ferien haben die Mädchen damals nie etwas gehört. Hie und da bewilligte die Frau Direktor einen lustigen Abend. Da kam dann ein Bauernsohn, eben ein Schüler, und machte mit der Handorgel Betrieb. In den zwei Jahren, in denen Frau Wegmann dort diente, hatte sie einmal Ausgang. Die Frau Direktor hatte nämlich die Mädchen ins Stadttheater Zürich eingeladen. Was gespielt wurde, konnte Frau Wegmann nicht mehr sagen. Zu Weihnachten erhielt sie einmal einen Pelz, den man um den Hals tragen konnte; ein andermal 30 m Stoff, aus dem sie sich bei einer Weissnäherin im Heimatdorf 6 baumwollene Nachthemden nähen liess.

Bald 100 Jahre ist das nun her. Eine lange Zeit. Ihr Sohn Heinrich Wegmann, erinnert sich noch, dass seine Mutter als vielbeschäftigte Bauersfrau die Nachtwache bei der sterbenden Grossmutter hielt. Da ging sie am Abend, wenn es zu Hause etwas stiller geworden war, zu Fuss von Hegnau nach Gutenswil, um dort der kranken Mutter in der Nacht beizustehen. Beim Morgengrauen war sie wieder zurück bei ihrer Familie in Hegnau, und ein neuer Arbeitstag nahm seinen Anfang.